

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 63 (1922)

Artikel: Etwas über unsere Volksfeste
Autor: Niederberger, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Stiege herunterzog und noch rauchte und donnerte, wie eine fahrende Motorbatterie.

Und ist einer abgezogen, so steht schon wieder ein anderer da. Jetzt ist's der Hosenträgermann, der uns zu „umgarnen“ sucht. Morgen erscheint der holde Knabe mit dem dünnen Briefpapier, und übermorgen klottert der Pfannenhausierer daher, dessen Pfannen so herrlich glänzen und so spottbillig sind, nach einer Woche aber Rostflecken aufweisen wie der Sand am Meere und würdig sind, ins erste beste Almendloch geworfen zu werden.

Genug jetzt der Beispiele! Sie ließen sich

ja wohl ver h u n d e r t f ä l t i g e n. Aber noch einmal frage ich, muß es denn sein, daß das sauer verdiente Geld unseres gutgläubigen Volkes zu einem guten Teil solchen auswärtigen Schwindlern und Blutsaugern in die Hände fällt und dazu dient, diese zu mästen. Wir können doch unser voriges Geld zu Besserem verwenden und haben auch einheimische Handelsleute, die es durchwegs ehrlich und recht meinen.

Und noch einmal: du fremder Lügner in der Engelbergerbahn! Wie hast du gesagt? „Da in Nidwalden mache ich es so...“ — Ja, da in Nidwalden! Hoffentlich hörts auf! C. V.

Der Tschäderibach auf Emmetten.

Was unnä dli am Tschäderibach,
Da isch e dhielä Plaz,
Da isch mer gsy gar grysli wohl,
Da mängisch mit dm Parisol
Dert beitet uf mi Schatz.

Dr Tschäderibach spricht unenand
Und tschodret nit zum G'spaß:
All Stei sind naß, und tropfd Säim
Und hed me nid es Dach bi eim,
So wird mä gstryfet naß.

Und spricht er eim, so tuet's eim nyd,
Es ist ja nur der Bach;
Dr Tschäderibach, er tschodret dert,
So daß mä's eigen Wort nid ghert
Und das ist ävä d'Sach.

Und ghert mä nit sis eigen Wort,
So gherit's au nid d'Eyt,
Reis Sterbes-Wörtli dunnt eim nis,
Es blibt fry sauber alls im Guis
Und schydt si notti nyd.

Und ghert mä an äinander nit,
so gsed mä doch äinand;
Cha tschoderä der Tschäderibach —
Zu mit de Auge zwingt mä d'Sach
Und git äandra d'Hand.

Dr. Const. Deschwanden.

Etwas über unsere Volksfeste.

Von Pfarrer und Kommissar Rem. Niederberger sel.

Eines meiner liebsten Stücklein Hausrat ist mir meine alte Schwarzwälderuhr. Sie hat schon meinem Vater selig gezeigt, wie spät es ist und ihn oft am Morgen vor Tag geweckt, wenn er zur Arbeit wollte, um sich und uns ein ehrlich Stück Brot zu verdienen. Ohne Prunk und Glanz macht sie täglich zweimal ihre Runde, und ist sie herum, so fangt sie unverdrossen von vornen wieder

an, wie's einer guten Uhr wohl ansteht. Sie kehrt sich wenig um Wind und Wetter und ist Sit und Kälte längst gewohnt. In ihrem Dienst steht ein harmloser „Gugger“, so alt wie die Uhr selber; der ruft die Stunden Tag und Nacht, kein Nachtwächter so prompt und akkurat.

Doch wie alles auf der Welt gebrechlich und mangelhaft ist, so auch meine gute

Schwarzwälderin. Von Zeit zu Zeit kommt sie aus dem Geleise. Da geht sie dann bald vor, bald hintennach, zeigt anders und schlägt anders, der „Gugger“ „gugget“ falsch, der Becker macht allerhand Streiche und ist Schuld, daß ich die Frühmesse verschlafe, der „Blamper“ knurrt und seufzt bei jedem Schritt, als tät's ihm weh, und endlich steht alles still und ist um alle Welt nicht mehr in Gang zu bringen. Da muß nun der Zeitdoktor auf den Platz. Ein Meister in der Kunst, merkt er bald wo's fehlt; es fehlt am Del und Staub, nämlich des einen hat sie zu wenig, des andern zu viel. Kunst- und

gemessene Portion gutes Del erhalten hat, da geht sie wieder; s' ist ein' Freud, ohne Knurren und Seufzen, nicht zu früh und nicht zu spät, und „Gugger“ und Becker tun wieder regelhaft, was ihres Amtes ist von Alters her.

Aber um's Himmels willen! was hat wohl eine alte Schwarzwälderin mit unsern Volksfesten zu tun? Die ist wohl zu altfränkisch in einer Zeit, wo Jeder seine Cylinder- oder Ankeruhr an goldener oder silberner Kette trägt! Nur einen Augenblick Geduld! Ich wollte eben sagen, wie eine Uhr von Zeit zu Zeit aus dem alten



Die neue Post. Gebirgspostautos am Rhonegletscher.

regelrecht legt er sie auseinander, pukt Stück für Stück ab vom vieljährigen Staub und Rost und Spinnweben und trinkt und stärkt das müde Werk mit einem allerfeinsten Extra-Del. Und siehe! noch ist die Sonne nicht untergegangen, so hängt mein liebes altes „Zeit“ wie neugeschaffen wieder an der Wand und der Zeitdoktor kann nicht genug sagen, was für ein gutes „Zeit“ ich habe, wenn ich es alljährlich einmal einem rechten Meister unter die Hände gebe. Und er muß wohl recht haben. Denn seit die Uhr wieder einmal aus dem alten Staub und Rost herausgekommen und eine an-

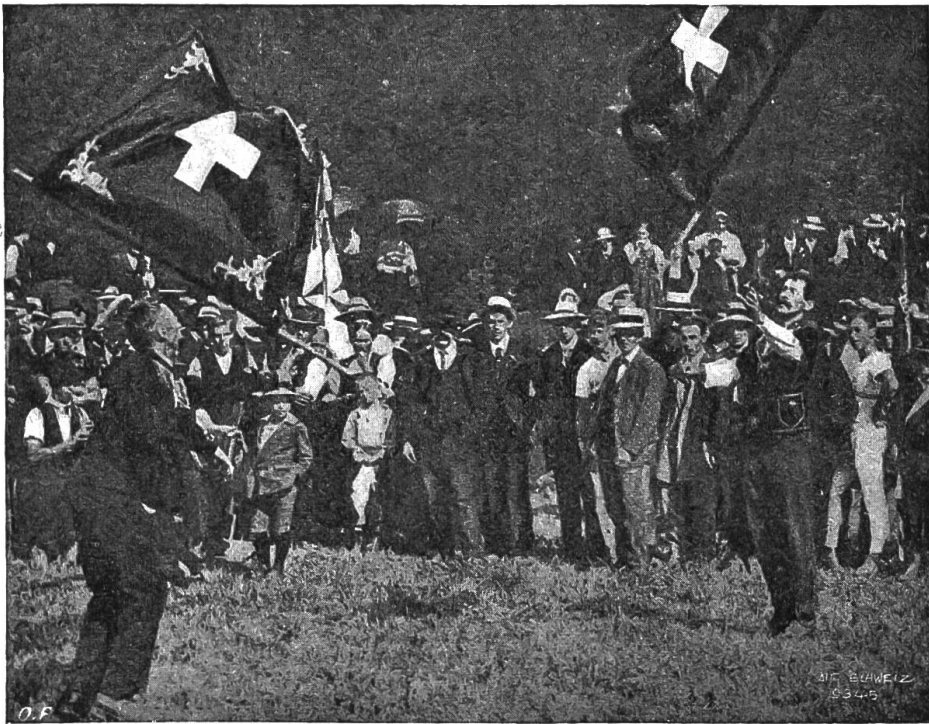
Staub herausgenommen, von Rost und Unrat gesäubert und wieder einmal mit frischem Del gleichsam genährt und gestärkt und die Zapfen vor zu starkem Reiben und Auslaufen gesichert werden müssen, ebenso hat's auch der Mensch mehr oder weniger vonnöten, hie und da aus seinem Alltagsleben herauszutreten, um durch etwelche Abwechslung in geistigem und leiblichem Genuß geistig und leiblich neu belebt, neu gestärkt zu werden. Für das sind die Volksfeste erfunden worden.

Ein Volksfest will wieder einmal den Handwerker aus seiner Werkstatt, den

Hirten von seiner Herde, den Senn aus seiner Hütte, den Bauer von seinen Feldern, den Kauf- und Gewerbsmann aus seiner Schreibstube, den Staatsmann von seinen Geschäften, den Geistlichen von seinen Büchern, sogar den Armen aus dem Hause seiner beständigen Sorgen und alltäglichen Kummer, kurz Jeden aus seinem gewohnten Geschäftskreis und seiner einseitigen Umgebung und überhaupt aus dem Staub des Alltagslebens für einige Stunden hinwegführen, um ihn durch Abwechslung und erlaubten Genuß körperlich gestärkt, geistig

wirklich find. Sinegeen bei einem Volksfest, da kommt man zusammen, lernt einander kennen, kann gegenseitig seine Ansichten auswechseln, alte Freundschaften erneuern, neue anknüpfen und einander ermuntern und erbauen und manch alten Sauerteig von Uebelmögen und Uebelwollen ausfegen.

Da haben der Hans Rasper und der Melf einander schon lang auf der „Mugg“ von wegen der Melf seinen Heustock, den vor'm Jahr der Hans Rasper gekauft hatte, heuer einem Andern verkaufte. Sie hassen einander nicht gerade, aber doch reden sie



Inner-schweizerisches Schwing- und Äplerfest in Sarnen.

erneuert, erheitert und ermutigt, überhaupt an Leib und Seele neu belebt wieder in seinen Kreis, in sein gewohntes Berufsleben zurückzuführen.

Eine besondere Seite der Volksfeste, wodurch eben dieser Hauptzweck gefördert werden will, ist das gesellschaftliche Leben. Die Abwechslung im Umgang kann einen sehr wohlthätigen Einfluß auf uns haben. Wer nie von seiner Hobelbank oder von seinen Büchern oder überhaupt aus seinem gewohnten Luftkreis wegstommt, der wird sauer, menschenscheu und griesgrämig und schaut die Leute oft für ganz anders an, als sie

nicht miteinander, gehen einander aus dem Wege, und hat einer zu heuen, und es will regnen, so laufen sie einander nicht zu Hülfe, und der Hans Rasper, wenn's ihm in's Heu regnet, kann es um so besser verschmerzen, weil's auch dem Melf sein Heu verregnet hat. So haben sie es schon bald ein Jahr. Nun ist die Äplerernte da und alles ist guter Dinge und der Melf sitzt vergnügt bei seinem bescheidenen Schöppli bei der „Krone“. Jetzt kommt der Hans Rasper; fast alle Tische sind wohl besetzt, und um einen ordentlichen Platz zu bekommen, muß er ganz nahe beim Melf vorbei, aber

tut, als säh' er ihn nicht. Dem Melt ist's im Grund nicht recht, daß sie so gegeneinander sind, und im Geheimen hätte auch der Hans Kasper lieber mit aller Welt den Frieden, aber es wollte Keiner den Andern anreden. Nach einigem Kampf mit sich selbst nimmt der Melt das Herz in die eine Hand und in die andere das volle Glas und streckt's ihm entgegen. „Hans Kasper tue mer einist B'scheid“, und der Hans Kasper tut ihm B'scheid, und der Melt rückt näher mit dem Stuhl an seinen Nebenmann und

haben sie kein freundlich Wort mehr mit einander geredet. Wenn 's Anni in's Dorf will, so macht's lieber einen Umweg, daß es nicht bei des Mili's Haus vorbei muß, und 's Mili holt das Wasser aus dem Bach, damit es nicht etwa beim Brunnen mit Jemand von des Anni's oder mit ihm selber zusammenkomme. In der Kirche gehen sie bei Leibe nicht in den gleichen Stuhl, und einst unter der Predigt, da machte sich das Anni so breit, als hätt's einen Reifrock an, damit ja des Mili's Anna Rosali, das eben



Auffahrtsprozession in Beromünster. (Münsterer Umritt.)

macht dem Hans Kasper Platz, und es kommt ein Wort auf das andere, der Friede ist geschlossen und um Weihnacht herum fährt der Hans Kasper mit seinem Sennten friedlich und fröhlich beim Melt unter das Heu.

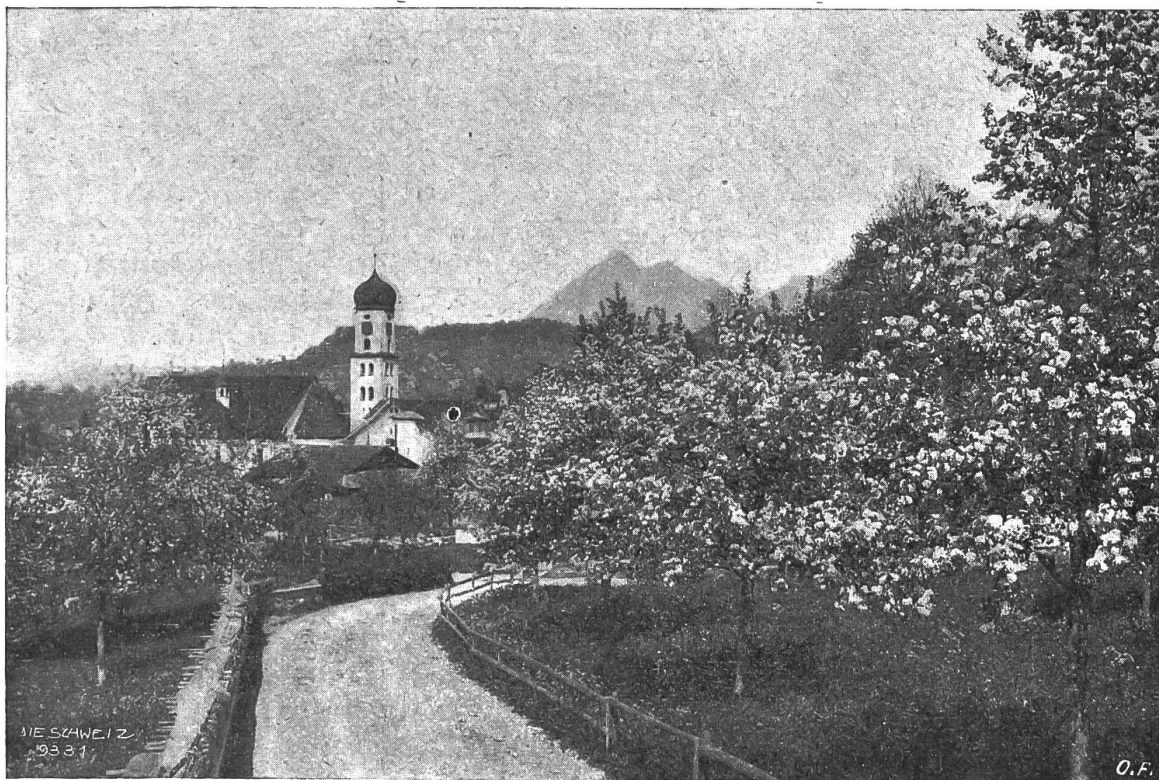
Sogar beim Weibervolk hat schon oft ein solches Fest dergleichen Wunder getan. Zwei Nachbarsfrauen sind hintereinander gekommen, weil ihre Buben in der Schule Streit gehabt. Wir wollen sie Anni und Mili heißen, nämlich die Frauen. Seither

im Gang stand, nicht etwa sitzen könne. Wenn der einten Part ein Fuhn verdirbt, so hat gewiß die andere demselben Gift gelegt und wenn die Buben der einen in der Schule gestraft werden, so müssen die Buben der andern Schuld sein; drum ging das Mili extra zum Lehrer und verlangte kategorisch, er soll ihren Tonili nicht mehr neben des Anni's Fränzel sitzen lassen, der sei gar ein händelsüchtiger und verlogner Bub; „aber der Apfel fällt nicht weit vom Baum“ und „wüßt tut wüßt“, meinte sie. So wurde

die Klust immer weiter und weiter.

Nun kam die Schützenkilwi. Gatalerweise waren ihre Männer eben Beamtete und mußten mit ihren Frauen beim Essen am gleichen Tische sitzen. Ein Kommandant hat kaum so viele Sorgen, seine Truppen zu placieren, wie diese zwei Frauen, um am Tisch so weit als möglich von einander zu sitzen. Aber alle ihre Vorsicht war umsonst; ja gerade ihre Vorsicht, ihr Behren und Sperren und Zaudern hatte am Ende zur Folge, daß ihnen kein anderer Platz mehr blieb, als hinter und vor dem Tisch,

Mili war auch im gleichen Spital krank, aber lieber hätte es den ganzen Tag das Schnupfen gefastet, als daß es dem Anni eine Priße anerbieten wollte. So dauerte der Waffenstillstand fort, bis endlich das „Gesundheitstrinken“ anging. Schandenhalber mußten sie auch anstoßen. „Zur Gesundheit! Frau Schützenmeisterin!“ „Gott erhalt euch, Frau Selgenbögtin!“ das war das erste Wort, das sie miteinander redeten, und puttschen mit den Gläsern an. Und die „Gesundheit“ kam wieder und abermals und wurde für und für etwas ungezwungener



Sachseln im Frühlingschmuck.

so daß sie einander senkelgerade ins Gesicht schauen mußten. Anfänglich dachten sie, wenn's nur schon Abend wäre, und verwünschten ihren Platz mitsamt der ganzen Schützenkilwi in's Pfefferland.

Sie wußten nicht, wie tun und was reden, weil Jede meinte, die andere werde es ihr übel auslegen. Das Anni hätte schon längst gerne einmal geschnupft, aber dann hätte es wegen minderem Merken auch dem Mili eine Priße anerbieten müssen, und das hätte es nicht über's Herz gebracht. S'

und jetzt überwand sich Anna und präsentierte — die erste Priße; die zweite gab bald das Mili, und so gab's eine dritte und vierte und fünfte, und „hander den Hanf schon auf dem Land?“ und „wie ist euch der Flachs grata?“ und all die Fragen und Antworten, wie sie beim Weibervolk je nach der Jahreszeit der Brauch sind, würzten nun das fröhliche Mal — und vor es Abend, war der Friede abgeschlossen, und des andern Tages halfen sie einander wieder heuen und beim Hanfreuten saßen sie gemütlich beisammen,

und die Hühner bekamen kein Gift mehr und die Buben gingen wieder Arm in Arm miteinander in die Schule und die Weiber in der Kirche in den gleichen Stuhl.

Solche und ähnliche Fälle, solche Annäherungen und Friedensschlüsse sind gar nicht selten bei Volksfesten. Soll aber ein Volksfest seinen Zweck erreichen, so darf die Leidenschaft dabei keine Rolle spielen. Das Fest soll dem Leibe geben, was ihm wohl tut, aber die Seele darf nicht hungriger Zuschauer sein. Es wäre unbillig, wenn's nur der halbe Mensch, und zwar die schlechtere Hälfte, gut hätte und der andere Halbe

müßte Fasttag halten. Nein, die Seele, der Geist muß auch seinen Anteil haben; ihm gebührt Erheiterung und Ermutigung und neues Leben. Alles, was man an Speis und Trank herbeigeschafft, ist gleichsam nur das rohe Baumaterial, aus dem erst ein Teil des Festes erstellt werden soll. Läßt man nun den genußsüchtigen Leib nach seinem Belieben mit diesem Baumaterial hantieren, so wird nichts Rechtes aus dem Fest. Wird aber dem edlern Teil des Menschen, dem Geiste, der Ehrenplatz eingeräumt, so wird das Fest schon ein besseres Aussehen bekommen.

D'Ghirmi.

Wend uf nä Bärge nie gange bist,
So weisch nit, was ä Ghirmi ist,
I wett, du fehltest wylt.
Es Hüttli isch's im chielä Wald,
Es Bänkli drü zum Nistebald
Fir miedi Wanderslyt.

Grad unnä uifä chund ä Ma,
Ma gsed em's scho vo wyltem a,
Wohi er eppe will;
Er bättet luit und stäket fort,
Desh luegt er uif z'm Wohlsartsort
Und stad ä wenig still.

Und wider macht er sich uf Bbei,
Er achtet nit uf ruchi Stei,
Schwankt grad uf Ghirmi zuo;
Da siht'r ab, schynt alt und schwach
Und sticht si Ghopf uf's Regädach
Und pflegt ächli dr Buu.

Und öbä abä chunnd ä Ma;
Am Holschuotrapp scho ghert me's a,
Dah er ä Burdi treid,
A Burdi vo fiif seihä Mäs;
Die megit eisder nu is Mäs,
Doch meh nit, hed'r gseit.

Stellt Ggablä ab a Ghirmiwand
Und nimmt jett 's Fazenelli z'Hand
Und wischt mit ab dr Schweiß.
Die Bräme stecht gwalltig hit,
'S cha sy, dah nu äs Wetter git,
Es macht gar gruißig heiß.

Es Meitschi chund, es macht em warm;
Es Ghörbli treit's am rächtä Arm,
Will gwiß zum Brieder z'Alp.
Das hinkt jeh au uf Ghirmi zuo
Und chlagt sich iber engi Schuo,
Dä Weg hätt's asig bald.

Es Huiffiträger chund au här,
As ob scho's Wetter uf em wär,
A hibschä blondä Ghnab;
Suocht in dr Ghirmi au chli Buu
Und hocket grad zum Meitschi zuo
Und stellt sis Bräntli ab.

Desh wie sy binenander sind,
A Greis, ä Ma, ä Buob, es Ghind,
So ghirmet s' alli uis.
Bald fallid Tropfä, dick und schwär,
Vom Brisä chund äs Wetter här,
A Windstoß grad voruis.

Gly braschlet's ufem Schindeldach,
Dr Ahorn schwankt, es ruischt dr Bach;
Es danket alli Gott.
Wenn eine jeh mießt duffä staß,
Mießt all das iber sich la gah,
Dr litt vil Angst und Not.

Es Ghirmi ist äs fridlichs Gmach,
Si rieft dä Lütä unter's Dach —
Es heiteret jeh ä chli.
Gottlob, jeh sind si wider zwäg,
Und jedes findt si eignä Wäg,
Und's Wetter ist vorby.

Dr. G on st. D es ch wand en.